

Oh, die heutige Jugend

Autor(en): **Kappeler, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **58 (1953-1954)**

Heft 1

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-316124>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SCHWEIZERISCHE LEHRERINNEN-ZEITUNG

Expedition und Inserate: Buchdruckerei Bächler & Co., Bern, Tel. 2 77 33, Postkonto III 286

Jahresabonnement: 8 Fr. Inserate: Einspaltige Millimeterzeile 16 Rappen

Erscheint am 5. und 20. jedes Monats

5. Oktober 1953 Heft 1 58. Jahrgang

Die «Schweizerische Lehrerinnen-Zeitung»

entbietet der

Internationalen Tagung für das Jugendbuch

1.-4. Oktober 1953 in Zürich

herzlichen Willkommensgruß

Oh, die heutige Jugend!

Ernst Kappeler

Wer hat nicht schon in heiliger Entrüstung die Arme über sein bekümmertes Erzieherhaupt gehoben, wenn ihn die Unbelehrbarkeit, Frechheit und Zügellosigkeit der heutigen Jugend zur Verzweiflung trieb? Und wer seufzte dann nicht diesen ergebensten und doch vorwurfsvollsten aller Seufzer, der unserer Ohnmacht seit jeher den gültigsten Ausdruck verleiht: «Oh, die heutige Jugend!»

Man braucht nicht achtzig Jahre alt zu sein, um diesem traurigen Imperativ zu verfallen, man kann seine fünfundzwanzig Lenze zählen und erst noch mutig über die Schwelle seiner Schulstube getreten sein, und schon ergreift uns, für kurze Stunden wenigstens, dieses lähmende Gefühl der Schwäche, daß unsere Erfolge dem Maß unserer Anstrengung nie entsprechen werden.

Oder man kann ein Vater von eigenen Kindern sein, der sich selber noch keineswegs zum alten Eisen zählt und der doch von der dahinstürmenden Jugend überfahren wird, die seine Ratschläge mißachtet und fest davon überzeugt ist, alles besser zu verstehen und sicherer zu wissen als er.

«Das begrüßsch du ebig nie», sagte mir jüngst meine fünfzehnjährige Tochter, als ich ihr untersagte, nach einem Pfadihock erst um 11 Uhr nachts nach Hause zu kommen.

«Isch dänn das nüd schön?» meinte sie zwischen Zorn und Tränen, «da hät's doch Stärn, und du chunnsch au mängsmaal erscht spaat hei!»

Was sollte ich erwidern? Daß sie jünger sei als ich? Das wußte sie schon. Daß mich meine eigene Mutter immer schon um 8 Uhr ins Bett gesteckt hatte, bis ich sechzehn Jahre alt war?

«Du redsch immer vo früener. Ich mues *jetz* lääbe, und di andere gönd

überhaupt mindischtens i der Wuche eimal in Kino, und Schätz händ's und...
i bi grad no di einzig, wo so blööd und brav isch.»

Alle Beschwichtigungen nützen nichts. Vor allem sämtliche Vergleiche mit vergangenen Zeiten wecken nur den vermehrten Widerstand.

«Miir händ is dänn nonig därewääg uufgfüert...»

«Miir händ na anderscht müeße folge...»

«Eus hett de Lehrer die Flause scho uustribe...»

Wie Wasser rinnen unsere Worte über die feurigen Starrköpfe und verdampfen. Sie nehmen unsere Zeit nicht mehr ernst, und wenn wir zu sehr in ihr beharren, auch uns selbst nicht mehr.

Wir werden zu alten Propheten, die man anhören muß, denen man aber innerlich fast keinen Glauben mehr schenkt und nur noch Gehorsam leistet, weil die äußere Macht vorläufig noch auf ihrer Seite ist. Sobald sie sich aber äußerlich unbedroht fühlen, werden sie uns entwischen und dann «z'leid» gerade das tun, was wir ihnen beharrlich verboten haben.

Es ist also an uns, die innere Verbindung mit den Kindern mit aller Hingabe zu suchen, damit unsere Erziehungsbemühungen nicht leere Autoritätsforderungen bleiben, sondern in der Bereitschaft des Kindes lebendige Wurzeln schlagen. Wir dürfen nicht aus ihrer Nähe weichen. Nie. Koste es, was es wolle.

Aber wie können wir das, wenn doch die heutige Jugend so anders ist als die frühere? Sollen wir einfach zu allem ja sagen, die Sporttotozettel in den Rechnungsstunden ausfüllen und Haarwellen streichen in der Geometrie?

Nein. Aber die Haare nicht einfach höhnisch und verächtlich außer acht lassen.

Meine Knaben der 2. Sekundarschulklasse kämten sich sorgfältig vor jeder Pause, wahrscheinlich um den dahinwandelnden Damen einen guten Eindruck zu machen. Unsere Schulreise führte uns dieses Jahr auf das Aroser Weißhorn. Als ich während des Abstieges einmal zurückblickte, sah ich, hoch auf einem Mattenvorsprung, umgeben von weidenden Kühen, einen meiner jungen Herren den Kamm hervorziehen, mit dem er sich säuberlich kämte. Dann strich er mit beiden Händen seitlich sorgfältig die Haare glatt. Als er aufgeschlossen hatte, meinte ich beiläufig: «Häsch di für d'Chüe gsträilet?» Er lachte etwas verlegen und meinte dann, ich hätte eigentlich recht, auch für die «Weiber» in dieser Klasse lohne es sich nicht, sich schön zu machen, die «tollen» seien im Kino.

Nun hätte ich mit meiner Erziehung augenblicklich einsetzen können. Wie? Weiber, sagst du? Und in den Kino läufst du auch? Was fällt dir eigentlich ein?

Ich sagte nichts. Erst auf dem Rückweg, kurz vor Arosa, kamen wir wieder ins Gespräch. Er erzählte mir vom Stadttheater. Daß er Verdi und Mozart liebe. Die Jazzmusik sei eigentlich «flau».

«Aber ich habe sie trotzdem manchmal gern», warf ich ein. Wir hatten plötzlich die Rollen vertauscht. Es war offensichtlich: Jeder wollte dem andern entgegenkommen. Und ist das nicht die Hauptsache?

Daß wir einmal nachgeben können. Sogar wir Älteren.

In der Nacht hörte ich Lärm im Bubenraum. Ich machte mich auf den Weg, und einige Knaben merkten erst zu spät, daß ich neben ihren Pritschen stand. Was ich anhören mußte, spottet jeder Beschreibung. Ich war entsetzt. Und solche Leute sitzen vor dir in den Schulbänken, so schmutzige Kerle?

dachte ich zuerst. «Seid ihr fertig?» sagte ich dann, weil einer noch immer nicht aufhören wollte. Ein plötzliches peinliches Schweigen entstand. Ich fühlte, was sie erwarteten. Aber jedes Wort hätte jetzt gestört. Das Schweigen war in diesem Augenblick die stärkste Waffe.

«Gute Nacht!» sagte ich nur und ging.

Am Morgen waren alle besonders bemüht, sich behilflich zu zeigen, und während des ganzen Tages hörte ich kein unsauberes Wort. Sie sind ja meistens gar nicht so verdorben, wie sie tun und reden. Sie tasten die Extreme ab und erheben sie zum Panier. Die guten und die schlechten. Und wir müssen uns bemühen, ihre Pendelschläge immer wieder zur Mitte zu führen.

Und dann können wir uns doch auch fragen, ob all das, was wir an der heutigen Jugend immer wieder bemängeln müssen, nicht auch bei den Erwachsenen anzuklagen wäre, die das erhabene Vorbild geben. Wir verurteilen oft mit sehr kurzichtigen Blicken und denken nicht daran, daß auch unsere Kinder offene Augen haben.

«Warum sagt man uns immer, wir sollten nicht streiten? Wer macht denn die Kriege? Etwa wir? . . .»

Diese Sätze schrieb eine meiner Schülerinnen in ihrem Aufsatz über das Thema: Oh, die heutige Jugend!

Wenn wir den Kindern ständig Vorwürfe machen, ist es dann nicht naheliegend, daß sie sich mit den nicht geringeren Fehlern der Erwachsenen zu verteidigen suchen. Und wie parieren wir dann solche Klängen?

Ein Knabe schrieb: «Ich fahre mit dem Velo. Da laufen gerade zwei Frauen schwatzend über die Straße. Ich läute, aber sie bemerken mich vor lauter Schwatzen nicht. Jetzt endlich, wie ich ganz in ihrer Nähe bin, schauen sie sich erschreckt um, und eine brüllt: „Du Löli, chasch dänn nüd uuf-passe?“ Ich sagte nichts und fuhr weiter.

Etwa einen Monat später rannte ein Mann der Straßenbahn nach. Zwischen dem Randstein und dem Tram waren noch ungefähr anderthalb Meter Platz. Ich überholte das Tram rechts. Der Mann konnte einen Moment lang nicht aufspringen und rief: „Paß doch uuf, du Schafschopf!“»

Ein anderer schrieb: «Mein Freund und ich standen ungeduldig an der Uraniastraße und warteten, bis das rote Warte in das grüne Gehe wechselte. Man hatte uns in der Schule eingebläut, daß man zu warten habe, bis das grüne Licht erscheine. „Wer es nicht tut, ist ein Verkehrshuhn“, hatte der Lehrer erklärt. Nun schlängelte sich gerade ein großer Mann mit einer gelben Aktenmappe durch die fahrenden Autos zu uns hinüber. Als er in unserer Nähe war, stufte ich meinen Freund und meinte ziemlich laut: „Du, das isch jetzt es Verchehrshuen!“ Da hatte der Mann aber plötzlich Zeit, stillzustehen und meine Erziehungsseiten des Kopfes durch zwei tüchtige Schläge zu bearbeiten. Ich war empört. „Händ Sie dänn nüd gsee, das ‚Warte‘ stah?“ fuhr ich ihn an. Er wollte gerade wieder ausholen; aber da setzte sich der Strom der Leute um uns in Bewegung und spülte uns gottseidank ab. Oh, die heutige Jugend . . .»

Besser als alle Vorwürfe ist oft eine kleine Besinnung über uns selbst. Sie hilft uns verstehen. Und nur aus dem Verstehen heraus können wir erziehen und lieben.

Es ist wahr, die Zeiten haben sich geändert, die heutige Jugend ist eine neue Jugend. Und jenes Mädchen hat recht, das in seinem Aufsatz schrieb,

die Jugend von heute respektiere die Erwachsenen nicht mehr so blindlings wie früher.

Aber können wir der wandelnden Zeit in den Arm fallen?

Hat nicht auch der Gehorsam gegenüber der Kirche andere Formen angenommen? Wollen wir den absoluteren Thesen des Mittelalters nachtrauern und dem Vater wieder «Sie» sagen und vor dem Magister zittern? Nein. So wie wir die Entdeckung Amerikas, die Erforschung des Weltalls oder die Tatsache der Atomenergie nicht mehr rückgängig machen können, um uns in kleineren Räumen und mit beschränkteren Möglichkeiten wieder besser zurechtzufinden, so können wir die herangereifte größere Freiheit des Menschen nicht wieder eindämmen und die Horizonte zurückverlegen, damit wir mit einfacheren Erziehungsregeln einfachere und sicherere Resultate erreichen. Die Welt ist weiter geworden. Der Blick der Jugend drängt früher zur Ferne.

Ich habe meinem zehnjährigen Knaben ein Schülerlexikon geschenkt, aus dem er mir immer wieder staunend neue Erkenntnisse vermittelt. Und darf ich selber als Vater und Erwachsener nicht auch noch staunen, wenn er mir liest:

Sonne: Fixstern mittlerer Größe. Vielleicht kannst du dir einen Begriff machen von ihrer Größe, wenn du bedenkst: Von einer Million gleich großer Sonnenteile wäre jeder noch größer als unsere Erde.

Fixsterne: Auch im stärksten Fernrohr erscheinen die Fixsterne nur als helle Punkte. Es gibt aber solche, die um vieles größer sind als die Sonne. Von bloßem Auge erkennen wir etwa 5000. Durch starke Fernrohre hat man bereits einige Milliarden wahrgenommen . . .

Mein Kind kann sich den Himmel nicht mehr so leicht vorstellen wie ein Kind vor zwei- oder dreihundert Jahren. Auch die Engel nicht, die ihn durchschweben sollen. Auch den lieben Gott nicht.

Mein Knabe hat vieles zu bedenken, wenn er abends zu ihm betet. Sein Glaube muß die eigene Einsicht überleben, die er nicht mehr wegdenken kann. Er muß größer sein als seine Einsicht.

Vielleicht fühlt er es, wenn wir abends zusammen durch den Wald schreiten und miteinander sprechen. Von all dem Erkennbaren und von dem noch größeren Wunderbaren, das wir nie erklären. Wir sprechen als Kameraden. Ich bin nicht mehr hoch über ihm der fast unerreichbare Vater. Ich selber werde klein vor der Unendlichkeit des Alls.

Aber ich möchte von ihm auch keine leere Ehrerbietung, nur weil ich etwas größer und sein Vater bin. Ich spüre seine Nähe und seine Liebe, und weil die Welt so unendlich groß ist und wir so klein und einsam auf der Erdkugel, so müssen wir uns die Hand geben und uns halten. Und ein wenig stärker und älter als er bin ich immer noch. Ein ganz klein wenig.

Nun bin ich leicht,
auf dunklem Moor ein Lächeln,
auf grünem Moos ein Flügel —
von wem verloren,
hier, auf diesem Beet?
Nicht mir zum Fliegen taugt der einzelne,
nicht ihm zum Tod der einzelne Verlust —
So, halb beflügelt und halb festgekettet,
erleben beide wir der Erde doppelt Los.

Ernst Kappeler